



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Droysen, Geschichte der preußischen Politik.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Droysen, Geschichte der preussischen Politik.

J. G. Droysen, Geschichte der preussischen Politik. Erster Theil. Die Gründung. Berlin, Veit u. Comp. 1855. —

Nicht allen wird es geglückt sein, hinter dem Titel „Geschichte der preussischen Politik“ ein Werk zu vermuthen, wie dasjenige, mit dem Droysen unsre Literatur bereichert hat. Wo jetzt von Politik schlechtweg gesprochen wird, ist man gewohnt, darunter die Maßnahmen zu begreifen, durch welche das Verhältniß von Staat zu Staat bestimmt wird; und von einer solchen Politik kann füglich nur bei selbstständigen, souveränen Staaten die Rede sein. Fast man das Wort im weitern Sinn als Inbegriff aller derjenigen Bestrebungen und Verhältnisse, durch welche das Wachsthum eines Staats befördert, gehemmt oder geleitet wird, mögen sie nun das Innere des Landes oder seine auswärtigen Beziehungen betreffen, so liegt es nahe, den Anfang preussischer Politik von der Vereinigung des Herzogthums Preußen mit den Marken zu datiren; und wenn man gleichwol hört, daß der erste Band des genannten Werkes mit dem Jahre 1140 abschließt, so richtet man seine Gedanken unwillkürlich auf den Hochmeisterstaat, als das einzige Territorium, welches vor 1140 Anspruch darauf machen könnte, als Träger einer preussischen Politik betrachtet zu werden. Um so überraschender ist es, daß der vorliegende Band ausschließlich vom deutschen Reich, von den Marken, von dem Auftreten der Furggrafen von Nürnberg handelt, daß er im Wesentlichen die Politik der Grafen von Zollern zeichnet, zu einer Zeit, als diese noch nicht ahnen konnten, daß ihre Politik und die preussische einstmals zusammenfallen würden.

Droysens Werk bietet also zu unsrer Freude viel mehr als es verspricht. Nicht eine Seite unsers Staatslebens, sondern die Gesamtheit der Tendenzen und maßgebenden Ereignisse, die auf Preußens Wachsthum Einfluß geübt haben, soll in ihm dargestellt werden; nicht der durch die Vereinigung bedeutender Territorien bereits festbegründete Staat und sein ferneres Schicksal wird uns vorgeführt: Droysen steigt zu den ersten Anfängen hinab, gibt uns die viel lehrreichere Geschichte des Wachsens und Werdens, die grade bei Preußen besonders merkwürdig ist und verglichen mit der Geschichte der Ent-

Grenzboten. IV. 1855.

wicklung andrer Staaten einen ganz eigenthümlichen Charakter zeigt. Was wir so lange schmerzlich entbehrt haben, eine Geschichte unseres Staates, das wird — so scheint es — uns jetzt zu Theil werden; und daß ein Historiker ersten Ranges, dessen Umsicht, dessen Scharfblick, dessen lebendige Ausdrucksweise sich nicht minder bei der Schilderung eigenthümlicher Charaktere, wie bei der Darstellung und Entwirrung verwickelter Verhältnisse bereits hinlänglich bewährt haben, sich dieser großen Aufgabe unterzieht, ist ein Umstand, der nicht bloß den freudigsten Dank des preussischen Volkes, sondern die Aufmerksamkeit der gesammten Nation hervorrufen muß.

Wir gestehen, daß es uns durch die Lectüre des ersten Bandes nicht ganz klar geworden ist, weshalb Droysen Anstand genommen hat, sein Werk unter einem anspruchsvolleren, dem Inhalt desselben mehr entsprechenden Titel zu veröffentlichen. Die Enttäuschung, daß wir, statt einer besonders für die Beurtheilung der Gegenwart wichtigen Skizze der preussischen Politiker aus der Feder eines hervorragenden Historikers und gewiegten Politikers, ein viel bedeutenderes Werk von bleibendem Werth erhalten, ist zwar höchst angenehm; aber daß überhaupt eine Enttäuschung nothwendig ist, wird der schnellen Verbreitung des Buchs nicht förderlich sein und wir wünschten lebhaft, daß die Gedanken des berühmten Verfassers nicht erst nach Decennien, sondern womöglich sofort ein innerstes Eigenthum der deutschen Nation würden; und dazu würde dienlich gewesen sein, wenn bereits aus dem Namen des Buchs zu erkennen gewesen wäre, daß es die schmerzlichste Lücke unsrer historischen Literatur auszufüllen trachtet. Das allerdings ist leicht zu erkennen, daß Droysen nicht eigentlich eine Geschichte des preussischen Staats oder gar des preussischen Volks zu schreiben beabsichtigt; er liefert nicht eine chronologische Darstellung sämmtlicher bedeutenden Ereignisse und Wechselfälle, die unsre Vorfahren bekümmerten und erfreuten, er gibt mehr Betrachtungen über die Geschichte unseres Staates, eine Auseinandersetzung der großen Momente, welche seine Entwicklung, sein Wachsthum, seine Schicksale begreiflich machen, gedankenvolle Abhandlungen, die um so bedeutender sind, als durch die Ausscheidung des Nebensächlichen, durch die successive Ablösung der unwesentlichen Hüllen das eigentliche Lebensprincip des Staates vor unserm aufmerksamen Auge bloßgelegt wird und die um so lautere Bewunderung verlangen, je bedenklicher die Gefahren sind, die bei einer solchen Behandlungsweise überwunden werden mußten.

Diejenige Richtung ist längst verurtheilt, welche auch die größten Weltbegebenheiten aus kleinlichen persönlichen Anlässen herzuleiten beflissen war; sie spukt höchstens noch in den Köpfen solcher Personen, die durch die Doctrin, daß die Geschichte ein Conglomerat von Zufälligkeiten sei, daß z. B. die Gefahr einer Revolution nicht langsam heranweise, sondern manchmal hereinbreche, „wenn ein Droschkenpferd fällt,“ sich in eine fatalistische Anschauungsweise

hineinreden und unter ihr das sich regende Schuldbewußtsein begraben wollen. Viel näher steht unsrer Historiographie die Gefahr des Gegentheils, überall in den Ereignissen einen tiefen innern Zusammenhang auffinden, das Verhältniß von Ursache und Wirkung zwischen Begebenheiten entdecken zu wollen, die in keiner Beziehung zueinander stehen. Es springt in die Augen, wie in diese Betrachtungsweise die Erfahrungen der Jetztzeit hinüberspielen, wo allerdings infolge der Presse und der unendlich verbesserten Communicationsmittel gesagt werden kann, daß kein bedeutendes Ereigniß in irgendeinem, auch entlegenen Theile der civilisirten Welt absolut ohne Wirkung bleibt; es wird jetzt sofort mindestens ein Object für das Nachdenken aller Gebildeten, streut eine Saat von Anschauungen aus, die nie ganz ohne Frucht bleibt. Anders war es in der Vergangenheit, wo oft ganz analoge Erscheinungen unabhängig nebeneinander erwachsen, jede aus besondern Ursachen und wo die Continuität der Entwicklung, inmitten der zahllosen Unterbrechungen, die durch widrige Ereignisse herbeigeführt wurden, nicht so leicht festgehalten und wieder aufgenommen werden konnte, weil ihr normaler Gang und ihr Ziel nicht in das Bewußtsein der Massen gedrungen war. Es ist insonderheit in der Geschichte des deutschen Mittelalters nach der Zeit der Hohenstaufen, wo die großen maßgebenden Ideen absterben, in der chaotischen Auflösung ein wüstes Spiel territorialer Interessen und persönlicher Leidenschaften die Oberhand behält und der Gedanke der Reform in vielfacher Gestalt sich regend und doch nie über den Versuch der Verwirklichung hinausgelangend, fruchtlos gegen die Zersetzung des Reiches ankämpft, — es ist namentlich in dieser Zeit schwierig, die leitenden Fäden zu erkennen, inneren Zusammenhang und planmäßiges Handeln zu entdecken, wo der Calcül auch des verständigsten Zeitgenossen durch die wachsende Verwirrung fortwährend gestört werden und auch die hervorragendste Persönlichkeit, inmitten des Zusammensturzes eines solchen Reichs, mehr von den Verhältnissen hin- und hergeschoben, als die Verhältnisse leitend erscheinen muß. Der Phantasie ist hier ein großer Spielraum gewährt, aus den anscheinend vieldeutigen Ereignissen sich ein künstliches Bild der Geschichte zu construiren, ein künstliches historisches System durch Hervorhebung und kluge Gruppierung willkürlich herausgegriffener Thatsachen zu stützen; aber die wahre Historie verlangt exacten Nachweis der Behauptungen, sie will nicht die möglichen, sondern die wirklichen Motive wissen, sie verlangt namentlich da authentische Gewißheit, wo sie über das Lebensprincip, über die Bedeutung und die Aufgabe eines Staates ein endgiltiges Urtheil aussprechen will.

Und grade in dieser schwierigsten Beziehung macht Droysens Werk einen wahrhaft imponirenden Eindruck. Mit einer bewunderungswürdigen Sicherheit und Genauigkeit stellt der Verfasser schon in den Anfängen des preussischen Staats die eigentliche Bedeutung, die Aufgabe desselben, die fruchtbaren Ideen,

die ihn ins Leben riefen und wachsen ließen, actenmäßig ans Licht. Halten wir den Gedanken fest, daß ein Staat durch dieselben Künste, die ihn groß machten, auch erhalten wird, so legen wir Droysens meisterhafte Arbeit nicht ohne tiefe Bewegung, doch auch nicht ohne Hoffnung aus der Hand. Denn die geschichtliche Nothwendigkeit, der politische Gedanke, die den preussischen Staat ins Leben riefen, wirken noch heute dergestalt, daß sie, selbst wenn Preußen zertrümmert werden sollte, ringen würden, ein zweites Preußen zu schaffen.

Im ersten Abschnitt seines Werks handelt Droysen von den brandenburgischen Marken. Die Altmark wurde begründet, um der Ausbreitung slawischer Stämme, die alles Land bis zur Elbe und darüber hinaus occupirt hatten, einen Damm entgegenzusetzen und die der deutschen Zunge entrissenen Gebiete allmählig wiederzugewinnen. Unter Otto I. gelang es zum Theil; es wurden die Bisthümer von Havelberg und Brandenburg gestiftet; aber seit 983 gingen die meisten Errungenschaften wieder verloren und es wuchs die Gefahr für Deutschland, die Landschaften ostwärts von der Elbe dauernd an die slawische Nation zu verlieren. Denn eben damals bildeten sich aufstrebende slawische Staaten in Polen und Böhmen, unter Fürsten, die das Christenthum annahmen; Polen riß Schlessen an sich, besetzte den Neßdistrikt, dehnte seine Herrschaft bis an die Ostsee und die Oder aus; auch in dem slawischen Mecklenburg erhob sich ein Fürstenthum zu bedeutendem Ansehen. So von neuen, um sich greifenden slawischen Staaten eingeengt, schienen nicht nur die Marken und die Lausitz für das deutsche Reich verloren, sondern auch der Besitz des meißner Landes gefährdet. In dieser kritischen Periode wurde der Gedanke, der die Marken begründet hatte, wieder lebendig: als ein Hort deutscher Nationalität im Osten erhielt Albrecht der Bär den, wie es schien, verlorenen Posten; er und seine tüchtigen Nachfolger gaben diesen Landen ihre eigentliche Bedeutung wieder, retteten sie für Deutschland durch glücklichen Kampf und durch die noch wirkungsvollere Colonisation.

Und wiederum, als das erlauchte Geschlecht der Askaniern in den Marken erloschen war; als hier in den Zeiten der Quisows zügellose Verwilderung, Auflösung und Ohnmacht einbrach, dagegen im Norden die skandinavische Union zu Stande gebracht wurde mit ihrer Gefahr für die Hanse und die Deutschen in Schleswig-Holstein, im Osten Lithauen und Polen in der Hand des kühnen Jagello vereinigt wurden, die sinkende Ordensherrschaft durch die furchtbare Schlacht bei Tannenberg einen tödlichen Stoß erlitt; als in Böhmen die slawisch-hussitische Bewegung mit unwiderstehlicher Gewalt um sich griff; mit einem Wort, als sich für die ostdeutschen Lande eine Gefahr zusammensog, wie nie zuvor, da regte sich wieder mit Macht die Erinnerung an die Bedeutung und Aufgabe der brandenburgischen Marken. Daß diese Landschaften

tief zerrüttet waren, wurde als eine gemeinsame Gefahr für deutsches Wesen empfunden. „Wenn je, so war es jetzt Noth, daß dort in dem alten Marken- gebiet ein neuer sicherer Wall gegen Osten errichtet würde. Dem verwilderten Zustand dort mußte ein Ende gemacht, es mußte eine zusammengefaßte mili- tärische Kraft dort hergestellt, es mußte die seit Markgraf Waldemars Tod versäumte Bedeutung jenes Gebiets erneut werden. Sigismund gab den Hohen- zollern die Markgrafschaft.“

So wurden die deutschen Lande im Osten der Elbe zweimal gerettet, weil der Gedanke wieder lebendig wurde, der die Marken als Schirm und Aus- gangspunkt deutschen Wesens gegen die slawische Ueberflutung begründet hatte. Dieses Lebensprincip der brandenburgischen Herrschaft war selbst inmitten des tiefsten Verfalls und allgemeiner Verwesung unangetastet geblieben; es war kräftig genug geblieben, im Nordosten die deutsche Herrschaft zu einer Zeit auf- recht zu erhalten, als das Reich im Westen und Süden bereits die schönsten Provinzen eingebüßt hatte.

Mit den Burggrafen von Nürnberg wurde eine andere wichtige Idee nach den Marken verpflanzt und verlieh diesen Landschaften eine erhöhte Bedeutung. Seit den Tagen der Hohenstaufen konnte man sagen, daß die Idee des Reichs und der Reichsobrigkeit in den Burggrafen von Nürnberg ihre tüchtigsten Re- präsentanten, ihre stets bereiten Vorkämpfer fand; ja es war lediglich die treue Pflege dieser Idee, durch die das Geschlecht der Hohenzollern groß geworden ist. Droysen hat das Verdienst, diese wichtige Thatsache urkundlich und un- widerleglich nachgewiesen und psychologisch begründet zu haben; es ist der schönste und anziehendste Theil seines Werkes. Zwei Momente wirkten zu- sammen, der Politik der Burggrafen diesen nationalen Charakter mit Entschie- denheit aufzuprägen.

Aus den spärlichen Nachrichten über die Grafen von Zollern vor ihrer Ernennung zu Burggrafen kann man doch so viel erkennen, daß sie sich schon in dieser Zeit durch treues Festhalten am Reich und seinem erkornen Ober- haupt vor andern Fürsten vortheilhaft auszeichneten. Sie standen 1164 auf Seite der Ghibellinen gegen die Welfen, folgten 1190 dem Kaiser Nothbart in das gelobte Land; die Thatsache, daß ihnen bald darauf die Burggrafschaft übertragen wurde, ein Amt, welches der Kaiser nur einem erprobten Anhänger anvertrauen konnte, ergänzt die dürftigen Notizen aus jener Zeit und beweist, daß der Eifer für die Macht und das Ansehn des Reichsoberhauptes den Burg- grafen bereits eine ererbte Familienpolitik war.

Wenn sie ihr treu blieben, so lange sich noch ein Schimmer von Hoffnung zeigte, daß die Idee des Reichs die territorialen Gelüste würde überwinden können, so hielt sie außer dem erwähnten Umstande noch ein anderer, nicht minder wichtiger, in der nationalen Richtung fest: die Natur ihres neuen Amtes,

der Burggrafschaft. Schon früh hatte sich im östlichen Franken eine starke territoriale Zersplitterung und eine größere Unabhängigkeit des Dienst- und Heeradels gebildet. Das Hausgut der Salier und Hohenstaufen war vielfach zerrissen durch Grafschaften, die bereits den Charakter patrimonialer Besitzungen angenommen hatten, und durch Eigenthum der mit hohen Rechten begnadigten Bisthümer Würzburg, Bamberg, Eichstädt und Regensburg; es galt hier, die schwachen Reste der Herzogsgewalt, das zerstreute Haus- und Reichsgut mit kräftiger Hand zusammenzuhalten. Der Burggraf war der oberste kaiserliche Beamte der fränkischen Krondomäne, und wie es ihm schon durch die vor der Zeit der Zollern vollzogene Gestaltung der Besitzverhältnisse erschwert wurde, in die Bahn der übrigen Fürsten hinüberzulenken und für die Bildung eines eignen, geschlossenen Territoriums mit eigner Landesherlichkeit zu sorgen, so sahen sie sich hierin auch namentlich dadurch behindert, daß — grade um das Aufkommen einer neuen Landesherlichkeit auf diesem Gebiete zu hindern — von dem Amt der Burggrafen sehr wesentliche Zweige der Verwaltung (Finanz- und Forstwesen) getrennt waren. Den Burggrafen stand nur die höchste Jurisdiction und der oberste Militärbefehl zu, und auch diese waren durch Exemtionen vielfach geschwächt; die Stadt Nürnberg z. B. hatte einen eignen königlichen Schultheißen, und nur der Umstand, daß auch der Burggraf einen Beamten in das Gericht bestellte und zwei Drittel der Gefälle erhielt, erinnerte daran, daß der Schultheiß sein Gerichtsamt von ihm hätte zu Lehn empfangen müssen. So wurde durch die thatfächlichen und rechtlichen Verhältnisse in dem Burggrafenthum bestimmter als in andern Stellungen die Idee eines kaiserlichen Amtes lebendig gehalten, dessen Träger nothgedrungen auf das Reich gewiesen waren. „Durch Erbschaft, Kauf, lehnsweise erwarben die Burggrafen Güter, Burgen, Vogteien, Hebungen genug; sie brachten allmählig einen Besitz zusammen, wie ihn kein anderer geistlicher oder weltlicher Fürst im fränkischen Lande hatte. Aber dieser Besitz war nicht aus ihrem burggräflichen Recht erwachsen und wuchs nicht in dasselbe hinein. Und wieder, wo sie kraft ihres Burggrafthums Rechte besaßen, stand ihnen kein territoriales Besitzrecht zu. Bald haben sie große Besitzte erworben, aber nur solche, nach denen sie nicht in den Kreis derer, die schon Fürsten heißen, gehören würden. Und das, wodurch sie fürstenmäßig sind, hat und behält bei ihnen den Amtscharakter zu einer Zeit, wo es dem Fürstenamt wesentlich ist, in Landesherlichkeit überzugehen. Dazu kommt, daß grade der Kern ihres Amtes, das kaiserliche Landgericht, am meisten der Anfechtung von Seiten der Eingefessenen ausgesetzt war, weil seine Geltendmachung von allen denen, die auf landesherrliche Befestigung ihrer Territorien hinarbeiteten, übel empfunden werden mußte. In den hieraus entstehenden Zwistigkeiten hatten die Burggrafen keinen andern Anhalt als die Reichsgewalt; in demselben Maße, als

sie diese zur Geltung brachten, wuchs ihr eignes Ansehen; sie mußten also auf Seiten der nationalen Partei stehen, wenn sie nicht „grade das daran geben wollten, wodurch sie mehr waren, als was sie ihrem Territorialbesitz nach bedeuteten.“

Wie wirkungsvoll sich das Zusammentreffen dieser Umstände zeigen mußte, liegt auf der Hand. Nun wird vollkommen klar, weshalb die Burggrafen überall auf der Seite waren, auf welcher die Idee des Reichs vertreten wurde, und weshalb — wie man nur zu bald sagen mußte — das Reich da war, wo die Burggrafen waren. Nirgend hat Droysen seinen Begriff von dem Wesen der Geschichte, daß ihre Aufgabe sei, forschend verstehen zu lernen, so schön in Anwendung gebracht, wie in der gründlichen Durchführung des Beweises für diese bedeutende Thatsache.

Mit Theilnahme durchmustern wir jetzt das historische Gemälde, welches Droysen vor uns entrollt; er führt uns die einzelnen Burggrafen in ihren Beziehungen auf das Reich vor Augen, tüchtige, vernünftige und treue Männer in einer durch Selbstsucht, Thorheit und sittlichen Verfall tief zerrütteten Zeit, überall das sinkende Reichsbanner mit entschlossener Hand aufrecht erhaltend. Schwer war es oft, namentlich in der letzten Zeit Friedrichs II., als es schon für eine Chimäre gehalten werden konnte, das europäische Uebergewicht des deutschen Kaiserthums behaupten zu wollen, — schwer war es in dieser Zeit oft, zu erkennen, wo das Reichsinteresse lag; aber auch in diesen verworrenen Tagen finden wir den Burggrafen fast überall, wo die nationale Partei sich regte: als man 1256 dem Könige von Böhmen, dem Sohn einer Staufin, vergebens die Krone antrug; dann unter den Anhängern des unglücklichen Konradin; endlich — nach der traurigen kaiserlosen Zeit — überaus thätig für die Wahl Rudolphs, des Habsburgers, dessen Geschlecht ebenfalls durch die Staufen groß geworden war. Seitdem erscheint Burggraf Friedrich III. in allen wichtigen Unternehmungen Rudolphs, den diplomatischen wie den militärischen, als Theilnehmer und Leiter; wir wissen nicht, weshalb Droysen es unterlassen hat, speciell anzuführen, daß er auch, bald nach der Wahl Rudolphs, die Verhandlungen mit dem Papst über die Anerkennung Rudolphs geführt und bei dieser Gelegenheit den heiligen Vater bestimmt hat, Schritte zu thun, um Ottokar von Böhmen zur Ausöhnung mit Habsburg zu bewegen. Es würde uns zu weit führen, dem Verfasser in der Darstellung dieser und der spätern Regierungen zu folgen. Er entwirft ein ergreifendes Gemälde der nächstfolgenden Zeiten, der wachsenden Auflösung des treuen und bald aussichtslosen Ringens der Reichspartei für die Durchführung der einzelnen Reformversuche, zu denen die Noth der Zeit unaufhörlich drängte und die doch in dem widerstrebenden Geist der Mächtigen nie Boden gewinnen konnten, — bis zu jenem die neue Zeit einleitenden Wendepunkte, wo Kaiser Sigismund und sein

Schwiegersohn, Albrecht von Oestreich, in auswärtige Handel unrettbar verstrickt, das Reich einer fremden Politik dienstbar machen wollten und der nationalen Partei, die bisher in der Stärkung der Reichsgewalt ihre Aufgabe gefunden hatte, dadurch, daß der Kaiser selbst sich dem Reiche entfremdete, jeder Boden unter den Füßen fortgezogen wurde.

Bis in diese traurigen Zeiten, in denen die Idee des Reichs gänzlich verblich und das Interesse für die habsburgischen Erblande allein maßgebend wurde, finden wir die Burggrafen im unermüdblichen Kampfe für das Reichsinteresse. Und diesem treuen Aussharren verdankten sie die Marken. Solange es noch möglich war, für die gesammte Nation zu wirken, ließ sich Friedrich VI. auch durch den Besitz der Kur nicht verleiten, für die Begründung einer eignen, vom Reiche möglichst unabhängigen Landesherrlichkeit zu sorgen; obgleich die Zustände der Marken seine dauernde Anwesenheit höchst wünschenswerth erscheinen ließen, entzog er sich doch nie dem Dienste des Reiches, sondern blieb in den ersten hoffnungreichen Jahren Kaiser Sigismunds die kräftigste Stütze, der erprobteste Rathgeber desselben; dadurch, daß die Hohenzollern zu gleicher Zeit an der Spree und am Main Besitzungen hatten, lernten sie „die Interessen beider Gebiete in dem höhern des Reiches zusammenfassen,“ während „die märkischen Stände auch nach dem Frankenlande und was dort ihrem Fürsten geschah, sehen mußten.“

Wir verzichten darauf, andere Glanzpunkte des Werkes, zu denen namentlich die Darstellung der märkischen Verhältnisse von den Zeiten deutscher Colonisation bis zum Untergange der Bauernfreiheit und dem wüsten Treiben der märkischen Ritterschaft gehört, besonders hervorzuheben, wie lehrreich und anziehend diese Untersuchungen auch sind. Schon das Angeführte wird genügen, von dem bedeutenden Gehalt des Werkes einen Begriff zu geben; wir fügen nur noch einige Bemerkungen über die Composition desselben und die Darstellungsweise hinzu.

Die Composition war mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft. Da die Beziehungen der Burggrafen zum Reich deutlich gemacht werden sollten, war ein genaueres Eingehen auf die Reichsverhältnisse unvermeidlich; es mußte sogar für solche Zeiten, wo die Burggrafen ihrer Minderjährigkeit wegen in die Reichsgeschäfte nicht eingreifen konnten, der Zusammenhang der Reichsgeschichte den Lesern gegenwärtig erhalten werden. Dadurch erhielt die Darstellung einen unverhältnißmäßig breiten und mannigfaltigen Hintergrund, und es galt, dieses reichhaltige Material von doch nur secundärer Wichtigkeit in der Art künstlerisch zu gruppiren, daß die Gestalten der Burggrafen sich überall leicht bemerklich und wirkungsvoll hervorhoben und auf ihre Person das Interesse des Lesers concentrirten. Es scheint uns, daß dem Verfasser die Lösung dieser schwierigen Aufgabe vorzüglich gelungen ist;

er gibt aus der Reichsgeschichte das Wesentlichste, hebt namentlich die Reformversuche der Reichspartei hervor, und skizzirt als Hintergrund für sein Gemälde den Charakter der aufeinanderfolgenden Reichsregierungen, immer in anziehender, zum Theil in merkwürdiger Weise, die Widerspruch finden könnte. Hin und wieder scheint noch größere Uebersichtlichkeit wünschenswerth; aber man überzeugt sich doch bei genauerer Ueberlegung, daß in der That nicht viel fortgelassen werden konnte.

Ueber Droysens Darstellungsweise wird man verschiedener Meinung sein können. Wir sehen deutlich, daß die Natur des Buches eine gewisse aphoristische Ausdrucksweise nothwendig machte, nicht bloß in der Einleitung; aber es tritt hier noch mehr als in den frühern Arbeiten Droysens hervor, daß er nicht den Stil des Historikers, sondern den des Redners schreibt, und zwar nicht eines Sokrates oder Lysias, die eine solche Form wählten, daß ihre Reden auch gelesen einen angenehmen Eindruck machten, sondern den Stil des Demosthenes, in dem alles auf den lebendigen Vortrag berechnet ist. Diese Neigung erstreckt sich bis auf die Nachahmung gewisser, bei dem attischen Redner sehr häufiger Wendungen und Constructionen, die in dem eigenthümlichen Wesen des freien Sprechens, welches schärfere Lichter braucht, ihre Rechtfertigung finden. In einem historischen d. h. erzählenden Werke nimmt es sich aber sonderbar genug aus, wenn ein neuer Abschnitt mit einem halben Satz, einem Satzende beginnt, z. B. mit dem bei Droysen sehr häufigen, eine Beschränkung des Vorhergesagten einführenden „nur daß,“ — einer dreisten Uebersetzung des griechischen *καὶ ὅτι*. Auch einige griechische Verbalconstructionen hat Droysen kühn aufgenommen, z. B. „sich einer Sache kümmern.“ Wir müssen gestehen, daß uns weder das eine noch das andere behagt, daß wir den Stil des Demosthenes nicht als Muster für den Geschichtschreiber betrachten und im Uebrigen glauben, auch mit deutschen Constructionen auskommen zu können. Wir haben in unsrer Literatur das Beispiel, daß ein hervorragender Historiker, der den Stil des Tacitus nachahmte, ein Werk schuf, welches ungeachtet der oft unvergleichlichen Kraft seiner Diction wenig gelesen wurde, weil es für einen großen Kreis von Lesern, auf den der Geschichtschreiber nicht verzichten darf, voller Dunkelheit war. Die Nachahmung des Demosthenes birgt nicht solche Gefahren in sich; doch fürchten wir, daß auch der Arbeit Droysens der Vorwurf gemacht werden wird, sie sei zuweilen schwer verständlich, — ein Vorwurf, der wahrlich nicht die krystallklaren Gedanken des Verfassers trifft, sondern lediglich die Form. Von einem geschickten Vorleser mit allen scharfen Accenten der lebhaften Redeweise vorgetragen, wird Droysens Werk nicht nur den Eindruck vorzüglicher Lebendigkeit, sondern auch einleuchtender Klarheit hinterlassen; aber selbst ein solcher Vortrag wird erst durch genaue Bekanntschaft mit dem Werk ermöglicht. Einige andere stilistische Nachlässigkeiten

hätte der Verfasser leicht beseitigen können, wenn er auf die Form größern Werth gelegt hätte; in seiner Vorliebe für passive Constructionen nimmt er an Wendungen wie: „daß sie vertrieben werden werden“ keinen Anstoß. Alle solche Absonderlichkeiten würden indeß, selbst wenn sie zahlreicher wären, relativ zu unbedeutend erscheinen, als daß man sich nicht gern um des gewaltigen Inhalts willen über sie hinwegsetzen sollte; auch haben sie nicht gehindert, daß das Werk reich ist an Stellen von hinreißender Kraft. Und so wünschen wir lebhaft, daß das Buch bald ein Eigenthum der deutschen Nation werden, daß sie es denkend genießen, in sich verarbeiten und seine Lehren in ihre politischen Maximen aufnehmen möge, damit der „ghibellinische Gedanke künftighin nicht bloß in politischer Nacht hin und wieder wie ein Irlicht aufflackere, sondern zu einer reinen und beständigen Flamme sich verkläre.

Aus den Zelten der neuesten deutschen Theologie.

Die Theologie, welche noch vor zehn Jahren in allen specifisch christlichen Kreisen allgemein als tonangebend galt, war die schleiermachersche. Ihr genialer Begründer hatte aber von Anfang an mit zwei widerstrebenden Mächten zu kämpfen: mit der reinen Philosophie und mit dem historisch begründeten Recht der Confessionskirchen, und beide sind es auch gewesen, welche seiner Herrschaft endlich ein Ziel gesetzt haben. Hegel, als er der Religion den Platz unter der Philosophie anwies, hatte unter Religion zunächst nichts Anderes im Sinne, als das durch Schleiermacher formulirte Christenthum, und insofern wird er für alle Zeiten Recht behalten. Schleiermacher wußte selbst am besten, daß sein System gemeint sei; die Ueberlegenheit seines Gegners war ihm drückend, und wo er hegelschen Einfluß wahrnahm, selbst nach dem Tode des großen Denkers, da konnte der sonst so humane, freundliche und sanfte Mann höchst aufgeregt und bitter werden. Mit dem Hauptvertreter der absoluten Philosophie konnte er nur insoweit wetteifern, als er sich von den Fesseln der Dogmatik zu befreien vermochte, und das gelang ihm höchstens zur Hälfte. — Andererseits war der historische Sinn nur schwach bei ihm entwickelt. Daraus allein erklärt es sich, wie er bei der Bibel das durch geschichtliche Ideen so innig verkettete alte und neue Testament auseinanderreißen konnte, und daraus erklärt sich ferner die Stellung, welche er den Confessionskirchen gegenüber einnahm, deren alleiniges Recht und Bewußtsein eben in geschichtlicher Tradition wurzelt. Von solchem Standorte aus entstand durch ihn und seine Gesinnungsgenossen, unter der Hegide eines religiösen Monarchen, die preussische Union, ein aus Gefühlstheologie und moderner Bildung auf-